

Lutz Niethammer

Ordnung und spätes Leid

Bruno Horn sieht aus, wie man auf Photographien aus der DDR verdiente Arbeiterveteranen zu sehen gewöhnt ist: zupackende Hände, ein gegerbtes Gesicht, eine weiße, nach rückwärts gekämmte Mähne, ein abgewetztes Jackett, mit dem ein Arbeiter ins Büro und in die Werkstatt kann, als Kittel, und wenn er sich mit seinen 80 Jahren aufs Fahrrad schwingt, dann tritt er mit einer Energie in die Pedale, als wäre er ein Junger. Er macht nicht viel Worte, und wenn er was sagt, dann mit Entschiedenheit. Auf den Vorschlag eines Gesprächs geht er sofort ein, obwohl er gerade neue Zähne hat und sich mit dem Sprechen schwertut; er hat schon von einem Parteifunktionär in seinem Haus gehört, daß wir im Ort sind und daß es mit unserem Projekt seine Ordnung hat. Wir sitzen in einer engen Dachwohnung, in der er mit seiner 26jährigen Enkelin Lola Kern (L. K.) und deren zwei Kindern zusammenwohnt. Das erste bekam sie mit 19, eher spät für DDR-Verhältnisse, wie sie meint, wenn auch vor ihrer ersten Ehe; das zweite bekam sie vor der zweiten. Alle sind beim Gespräch im Wohnzimmer zusammen, der Fernseher wird aber ausgemacht. Die Kinder spielen mit Wollknäueln und Stoffresten, die Mutter näht privat, seitdem sie nach dem letzten Babyjahr ihre alte Arbeit in der Nähstube nicht mehr wiederbekam, sondern — ungelernt ist ungelernt — auf den Bau sollte. Ihr zweiter Mann, ein Metalller, ist zur Zeit auf Entzug. Lola, in Badeanzug und Haushaltskittel, greift von Zeit zu Zeit in das Interview ein, wenn Herr Horn etwas allzu knapp gesagt hat, oder kramt hilfreiche Fotos und Erinnerungsgegenstände aus den Schränken. Der Ton zwischen den beiden ist gelegentlich rauh, aber klar und unverkennbar herzlich. Zu mir spricht Frau Kern vom Haus ihres Opas mit einer zarten Dankbarkeit; der Alte wird gelegentlich mit den Jungen barsch, dann stöhnen sie alle demonstrativ auf, und keiner hat Angst. Opa bringt die Kinder (um Viertel vor sechs Uhr früh) in den Kindergarten, er fährt sie spazieren, er hilft den Frauen in den benachbarten Läden die schweren Kisten hereintragen, er tut was in der Nationalen Front für die Nachbarschaft. Opa ist für alles da, offenbar eine Seele von Arbeiter-veteran mit der zugehörigen rauhen Schale.

Als er mir gleich zu Beginn erzählt, daß er nach dem Krieg im Werk Revisor in der Hauptbuchhaltung geworden und 31 Jahre lang geblieben sei, bin ich erstaunt. Während ich rechne, sagt er es schon selbst: 13 Jahre

lang hat er über die Rentengrenze hinaus gearbeitet, bis zum 78. Lebensjahr, und das als Buchhalter! Ich muß ihn wohl sehr entgeistert angeschaut haben, als ich gegen alle Regeln der Interviewführung ausrief, das hätte ich ja noch nie gehört, denn er sagte sogleich den Grund:

Ich hatte die Absicht, mir noch einen Wagen zu kaufen, aber bin nicht dazu gekommen. Weil mein ganzes Geld — meiner Frau, nachdem daß ich Wasser in der Lunge hatte und das wurde rausgezogen, wurde von meinem Sohn gesagt, daß sie zu ihm ziehen soll. Und da kam ich aus dem Krankenhaus zurück und wurde — denn meine Frau ging dann in die Neubausiedlung, um das Geld einfach zu holen und traf meinen Sohn nicht an und war noch mal später da und hat ihn wieder nicht angetroffen und war dann, also am Frauentag vor vier Jahren, zur Frauenfeier von unserer Volkssolidarität und kam am Abend nicht wieder zurück. Die war auf der Straße tot und die obere Prothese war weg mit den Goldzähnen und ich kriegte nur Bescheid, daß sie tot ist. Sofort wurde sie dann nach dem Friedhof eingeliefert.

Bevor ich noch recht seinen Verdacht eines unaufgeklärten Raubmords an seiner Frau begriffen habe, kehrt er schon zu seinen Lebensdaten zurück, von denen er mir zuvor nur mitgeteilt hatte, daß er Schlosser gelernt und am Krieg teilgenommen habe, daß er dort verwundet worden und in den ersten Nachkriegsjahren politisch aktiv gewesen sei.

1924, darf ich noch mal zurückgreifen, das war jetzt mein Tätigkeitslauf — 1924 trat ich in die SPD ein und bin bis zum heutigen Tage noch als Parteigenosse tätig. Ich bin in der Volkssolidarität tätig und arbeite so, helfe bei Kaufleuten hier im Konsum oder HO mit, die schweren Sachen reintragen, wo die Frauen eben alleine stehen. Das wäre so mein Gang und Gäbe.

L. K.: Und unterstützt uns und die Enkelkinder.

B. H.: Unterstütze die Enkelkinder, die Urenkel und — hier meine Wohnung und koche für mich und mache eben auch so alles. Bringe die Kinder zum Kindergarten, den großen, und hole ihn abends. Einkaufen. Einen Hund habe ich noch zugelegt für die Kinder.

I.: Wie alt war denn Ihre Frau, als sie gestorben ist?

B. H.: Die war 76.

I.: Und Sie meinen, die war ermordet worden, oder? Habe ich das richtig verstanden?

B. H.: Ja, eh, muß ich annehmen. Werden Sie ausschalten, jetzt?

Herr Horn ist wohl gewöhnt, daß die Leute abschalten, wenn er sein Leid und seinen Verdacht erwähnt. Auch die Polizei hat sich nicht dafür interessiert; obwohl die Goldzähne fehlten und die Tote merkwürdig mit angelegten Armen am Straßenrand lag — und obwohl alles Ersparte aus Herrn Horns 13jähriger Altersarbeit weg ist —, wurde seine Frau ohne Obduktion beerdigt, der Vorfall nicht untersucht. Lola erklärt alles noch

einmal genauer. Sie hat ein plastisches Gedächtnis für diesen Abend: sie weiß noch, daß sie gerade einen Krimi auf West sah, als zwei Häuser weiter ihre Großmutter umkam. Und dann gibt ein Wort das andere:

Das ist eine Frauentagsfeier, und die Oma ist da freudig hingegangen und die Frau Groß unten, die haben dort eine Rede gehalten von der Schule aus mit so Kindern, eine Vorstellung gemacht, bloß die mußten wieder zurück zur Schule, so daß sie nicht bis zum Ende der Veranstaltung bleiben konnte. Und mittwochs kommt die Fernsehserie, und die haben wir noch geguckt gehabt und weil Opa gerade frisch aus dem Krankenhaus war und nun den Rauch nicht vertragen konnte, durch die Lungenkrankheit, die er gehabt hatte, mit dem Wasser in der Lunge und so, da haben wir die Sendung hier zu Ende geguckt, und zwar war das Denver Clan, der fängt um 21.00 Uhr an und geht bis dreiviertelzehn. Wir sind aufgestanden, sind rüber gegangen in unser Zimmer und wollten uns gerade eine Zigarette anzünden, und in dem Moment hat es geklingelt, und da hat jemand gefragt: ‚Bruno, ist deine Frau schon da?‘ Und Opa hat gesagt: ‚Nein‘ — ‚Dann ist sie das, die hier unten liegt. Hier zwei Häuser weiter.‘ Kerzengrade lag sie so auf dem Fahrradweg.

B. H. (steht auf, zieht Kopf und Schultern hoch und legt die Hände an die Hosennaht): So lag sie, so lag sie in der Gosse.

L. K.: Also wir sind alle runter, Opa hat noch Mund-zu-Mund-Beatmung gemacht, weil sie in dem Moment noch lebte, sie atmete noch, ich habe dann hier unsere Nachbarn, den Arzt, geholt. Der kam auch gleich, und der hat wohl noch vorher, bevor er runter kam, telefoniert, so daß auch gleich noch der Bereitschaftswagen von der Klinik kam, und die Ärztin hat dann nur noch festgestellt, Tod durch Herzversagen.

I.: Und ihre Zähne waren weg?

L. K.: Die oberen Zähne waren weg.

B. H.: Mit einem Goldzahn.

L. K.: Aber den Schmuck hat sie noch umgehabt.

B. H.: Mein Sohn hat sich noch scheinbar, scheinbar von dem Geld einen Citroën gekauft. Der war siebenmal verheiratet –

I.: Ihr Sohn war siebenmal verheiratet?

B. H.: Siebenmal verheiratet.

I. (zu Lola): Ist das Ihr Vater?

L. K.: Ne, er ist mein Onkel.

B. H.: In J. dreimal und der wollte jetzt noch mal in J. wieder heiraten. Der hat drei Fahrzeuge gehabt, einen Citroën, hat er für 42000,— Mark gekauft, der ist Taxifahrer und hat einen Lada und hat noch einen Trabant.

I.: Gleichzeitig oder hintereinander?

L. K.: *Nee*, gleichzeitig.

I.: Aha. Wozu braucht der drei Autos?

B. H.: Ja, er wollte ein Taxi(-unternehmen) aufmachen, in Rostock. Wollte die Erste (von der er schon dreimal geschieden ist, wieder) heiraten und die hat gesagt: ‚Nein, das kommt nicht in Frage, es ist dreimal nicht gegangen, geht es das vierte Mal auch nicht.‘ Aus erster Ehe hat er zwei Kinder, aus zweiter Ehe hat er zwei Kinder, als

unehlich hat er auch ein Kind, was er so noch hat, weiß ich nicht und im Hochhaus hat auch noch eine entbunden, nachdem — Der wollte nämlich an dem Tag dann wegfahren und dann, geht ins Klosett und tot.

I.: Der ist einfach so umgefallen?

L. K.: Herzinfarkt oder so.

B. H.: Herzinfarkt.

I.: Jetzt gerade?

L. K.: Dies Jahr.

B. H.: Vor 6 Wochen oder 8 Wochen.

L. K.: Nee, ein bißchen länger schon her.

B. H.: Viertel Jahr vielleicht.

I.: Wie alt ist er denn geworden?

B. H.: 45.

L. K.: Meine Mutti ist gestorben mit –

B. H.: 37.

L. K.: 34, ja 35 geworden in dem Jahr.

B. H.: Die ist ja (er deutet mit dem Kopf auf Lola), ihr Vater hatte, na, ich weiß nicht, wie ich das sagen soll, da könnte ich mich am liebsten noch selber aufhängen. Eh, der hat mit einer Frau, aus der Verwandtschaft mit einer rumgebuhlt und kam die Nacht nach Hause und wollte von seiner Frau, von ihrer Mutti, wollte der auch noch was haben und da hat sie gesagt: ‚Mach, daß du dahin kommst, wo du hergekommen bist!‘ und da hat er sie so geschlagen, daß das Nasenbein kaputt war und ich –

L. K.: Da war auf dem Röntgenbild die ganze obere Hälfte alles dunkel und kein Arzt hat gewußt, daß sie geschlagen worden ist, es ist angenommen worden, es ist Schnupfen oder so was. Also Nase durchstoßen. Da kam lauter geronnenes Blut raus –

L. K.: Eine Woche später war sie tot.

I.: Ist das jetzt die Frau von Ihrem Sohn?

L. K.: Ne, sie war meine Mutti. Das waren Geschwister, meine Mutti und eh, –

B. H.: Und mein Sohn waren Geschwister.

I.: Sind beide Ihre Kinder tot?

B. H.: Beide sind sie tot.

I.: Das ist ja traurig. Und wann war das?

B. H.: Wann ist das passiert mit Mutti?

L. K.: Vor 15 Jahren, im August.

I.: Da sind Sie ja wirklich vom Unglück verfolgt.

B. H.: Nur alles für die Kinder getan.

Auch der Tod der Tochter und die ursprüngliche Akkumulation des Sohnes für seine Geschäftseröffnung, die er dann nicht mehr erlebte, als er sich von seiner vierten Frau und siebten Ehe trennen wollte, wurden nicht untersucht. Als der vierjährige Enkel ausplauderte, wie der Schwiegersohn die Tochter dauernd auf den Kopf geschlagen habe, wollte Bruno Horn seine Tochter exhumieren lassen. Aber seine Frau sagte, dann könne er sie gleich dazulegen, so daß er vom Plan einer Ob-

duktion abließ. Und Eltern seien, sagen sie mir, in der DDR nicht erbberechtigt; deshalb sehe er jetzt auch nichts von den drei Autos seines Sohnes. Die letzte von dessen Frauen habe den Vater, der nur mit Überwindung zur Beerdigung gegangen sei, ohnehin vom Friedhof gescheucht und die Schleifen von seinem Kranz abgerissen.

Anfangs denke ich, ich sei ins Medium gerutscht, alles sei nur ein Film: Opa Horn und seine Lola sähen zuviel Denver Clan und inszenierten ihn nun für mich mit den Requisiten ihrer herrschenden Klasse. Aber je mehr sie beim zweiten, dritten Durchgang ins Detail gehen, je mehr sie Fotoalben über die ganze Verwandtschaft anschleppen und Mappen mit alten Zahlungsbelegen, mit denen der alte Horn die Unterhaltsrückstände seines Sohnes beglich, desto mehr verdichtet sich auch bei mir sein Verdacht, daß seine Familie durch Gewalt und Geldgier ausgelöscht wurde. Schließlich gehen wir in die Garage, wo ein 28 Jahre altes weißes Cabriolet — ein IFA 3/12er Baujahr 58 — aufgebockt ist und vor sich hin rostet. Es war einmal Bruno Horns ganzer Stolz, aber seit Jahren kann er trotz all seiner Beziehungen nicht mehr die nötigen Ersatzteile auftreiben. Offenbar ist er ein Autonarr, wie sein Sohn, und wollte im Alter alles daransetzen, sich noch einmal ein neues Auto zu kaufen, einen Wartburg — die Ansparzeit hätte bei seinem Gehalt der Lieferfrist von 16 Jahren ungefähr entsprochen. Er, ein Buchhalter, lieferte sein gesamtes Einkommen in bar bei seiner Frau ab, und die hatte den Schatz offenbar lange Zeit in einem Versteck gehortet; über die Bank liefen nur die Abbuchungen für die Wohnung. Kurz vor der Katastrophe muß seine Frau dann den Schatz — in einer prallen Tüte — mit in die Wohnung ihres Sohnes, des Taxifahrers, genommen haben, der gerade noch ein Auto brauchte, um sich an einem Ort, an dem er noch nicht berüchtigt war, selbständig zu machen und durch eine respektable Existenz seine ursprüngliche Liebe nach vier mit dieser und drei anderen gescheiterten Ehen doch noch zu binden. Es leuchtet ein, daß ein Trabi auch in der DDR sich nicht zum Taxi eignet und daß der letzten Frau drei Autos im Gegenwert von zwei Einfamilienhäusern lieber waren als ein entlaufener Hallodri.

Und auch die andere Geschichte gewinnt Nahrung, wenn schon keine Beweise. Schon Ende der 50er Jahre hatte der Schwiegersohn den alten Horn an seinem Nerv getroffen, als dieser mit viel Findigkeit ein Wanderer-6-Zylinder-Cabriolet, eine Rarität, aufgetan hatte, um endlich seinen alten Adler (mit Außenschaltung) aus der Vorkriegszeit zu ersetzen. Als sie zusammen das schöne Stück abholten, wollte der junge die Neuerwerbung unbedingt probefahren. Kaum saß er drin, fuhr er freilich davon und unterschrieb den Kaufvertrag, so daß der Schwiegervater das Nachsehen hatte und alles zusammenkratzen mußte, um ein vergleichbar

extravagantes Gefährt zum Neupreis zu erstehen, die Reliquie aus der Garage. Bedenkt man, daß sie damals zusammen in einer Wohnung wohnten — dem Hausmeisterhäuschen der Parteischule—, dann kann man sich vorstellen, wieviel Gewalt sich in den Verhältnissen staute. Lola freilich, die Anfang der 60er Jahre dort aufwuchs, hat eine Idylle in Erinnerung, es gab einen Garten und Hunde, auf denen sie ritt — und die Generationen hielten sich in Schach.

Nach dem Tod ihrer Mutter wurde dies schlagartig anders. Der Vater zog mit den Kindern in eine andere Stadt, verbrannte ihr Spielzeug, damit sie sich auf die Schule konzentrieren sollten, verbot ihnen Radio, Fernsehen und Ausgang (in ihrem Zeugnis stand immer ‚Steht abseits‘) und heiratete die Buhlschaft der verhängnisvollen Nacht. Sie wurde ‚eine Stiefmutter im wahrsten Sinne des Wortes‘ und prügelte den Bruder mit Holzlatschen durch die Wohnung; und Lolas Vater selbst hörte erst mit dem Schlagen auf, als sich Lola eines Tages allen Mut zusammennahm und sagte: ‚Willst du mich auch totschiagen wie unsere Mutti?‘ Etwas abseits des offiziellen Menschenbilds seiner Partei — um seinen Meisterposten zu halten, war der Vater in den 70er Jahren in die SED eingetreten — erzog er seine Kinder dazu, daß ‚jeder dem andern sein Deibel‘ ist. Mit Erfolg: Mit 18 Jahren zog jedes der drei Geschwister von zu Hause aus — Lola weiß nicht mal, ob ihr Vater noch lebt —, und sie können sich auch gegenseitig nicht riechen. Daß der Bruder jetzt bei der Stasi in der Hauptstadt ist, könnte verführerisch erscheinen, denn dort könnte er alles besorgen, was in der mitteldeutschen Provinz unerreichbar ist, aber gleichzeitig gibt es dem Verhältnis den Rest.

Ich wünschte mir, die Sicherheitskräfte wären nicht so falsch eingesetzt, sondern dort, wo sie gebraucht werden. Jetzt werde ich in die Rolle eines Krimi-Kommissars gedrängt, nur weil ich zuhöre und ein Tonbandgerät habe. Vielleicht kann ich ja meine Rolle als Historiker, der etwas über die Nachkriegszeit und ihre Vorbedingungen herausfinden will, mit der zugemuteten des kriminalistischen Dilettanten verbinden, denn offenbar fehlt in dem, was ich über Herrn Horns Kinder höre, das Motiv, also das, wodurch man verstehen könnte, was man nicht beweisen kann. Herr Horn hat mir gesagt, daß er 1946 nach der Vereinigung der Arbeiterparteien in die ‚Zentrale Parteileitung‘ seines Werkes gewählt wurde, und zwar versah er dort hauptamtlich die Aufgabe eines Hauptkassierers, und Andeutungen sprechen dafür, daß er das in den 40er Jahren blieb. 1947 aber, hatte er eingangs gesagt, sei er in die Revision der Hauptbuchhaltung gekommen. Und Ende der 50er Jahre haben wir gehört, daß er in einer Hausmeisterwohnung lebte. Hatte er damals immer zwei Jobs? Und wie kommt ein Schlosser ohne Zusatzausbildung in eine buchhalterische Kontrollfunktion? Ich frage nach seinen Wohnungen

und seinem Einkommen, seinen Tätigkeiten, seiner Familie und seiner Politik, und allmählich formt sich aus den Erinnerungsfragmenten, die er knapp, aber bereitwillig hervorholt, ein Bild seiner Vorgeschichte, bevor er Revisor wurde, das stolze Auto erwarb, der Sohn ausflippete und die Tochter des Parteifunktionärs sich kirchlich trauen ließ, weil man beim Standesamt damals in den 50er Jahren kein weißes Hochzeitskleid tragen durfte.

Das erste Foto, das Herr Horn mir herüberreicht, zeigt einen jungen Kutscher in einer Gehrock-ähnlichen Livree vor der Droschke und Villa eines Fabrikanten, der sich Geheimrat nannte. Bruno Horn kennt seinen Vater „nur bildmäßig“, denn er starb an Lungenentzündung, als Bruno noch nicht einmal zwei Jahre alt war. Die Mutter war Verkäuferin und nahm jetzt, noch vor dem Ersten Weltkrieg, eine Arbeit in einer Weinstube auf, deren Inhaber ihr zweiter Lebensgefährte wurde — „nur ein Verhältnis“, wie Herr Horn sagt. Es war ein großes und feines Etablissement, das später Brunos um ein Jahr älterer Bruder übernahm, bevor dieser im Zweiten Weltkrieg zur Polizei ging, aus dem er nicht zurückkam. Er hatte einen Zug zum Vornehmen, war zu Beginn des Dritten Reiches der SS beigetreten und hatte die Tochter eines Bauunternehmers geheiratet. Die Weinstube wurde ein Opfer der Bomben. Herr Horn hat die Weinstube und den Bruder in übler Erinnerung: Wenn er einmal zu Hause war, durfte er dort die Dreckarbeit machen, während der Bruder, der ihm in allem vorgezogen wurde, zu Hause bleiben durfte und eine kaufmännische Lehre machen konnte, die Mamsell aus der Küche poussierte, die er dann sitzenließ. Als Bruno ihn einmal mit der Mamsell auf dem Zimmer erwischte, hat er ihn herausgebeten und tüchtig verdroschen.

Das muß Mitte der zwanziger Jahre gewesen sein, um die Zeit, als Bruno mit 17 Jahren in die SPD eintrat (Gewerkschafter wurde er schon mit 15). Daß der Bruder älter war, spielte keine Rolle. Bruno wog damals über zwei Zentner, er hatte Kraft und Wut und Anstand im Leib. Seine Mutter hatte den kleineren ihrer Söhne zu den Großeltern gegeben, als sie ihren Ernährer verlor, und Bruno wuchs dort in einer ganz anderen Atmosphäre auf, ohne Herrschaft und Etablissement. Die Großeltern waren arm, zäh und akkurat, der Großvater arbeitete als Formstecher für eine Tapetenfabrik, und beide wurden um die 100 Jahre alt. Der Junge orientierte sich an den Kindern in der Nachbarschaft, und da wohnten Arbeiter. Der Großvater wars zufrieden, als der Junge wie die meisten in der Gegend Handwerker werden wollte, schickte ihn aber nach dem Ersten Weltkrieg in eine besonders moderne Fabrik, die Elektrogeräte und bald auch Flugzeuge herstellte, in die Lehre als Schlosser, und Bruno blieb dort auch als Geselle, bis die Firma nach einem Streik einige entließ. Kollegen warben ihn damals für die SPD mit dem Argu-

ment, er sei doch auch Arbeiter — da konnte er nicht nein sagen. Für sein politisches Engagement gibt es keine besonderen Gründe, die Stichworte signalisieren die Selbstverständlichkeit des Milieus: „durch meinen Umgang“, „Arbeiterviertel“, „Gärten“, „Erster Weltkrieg“. Die Versammlungen, das Plakatekleben machten ihm als jungem Menschen Spaß, die Überzeugung kam dann mit der Gewöhnung an die Genossen.

Nach der Arbeit haute er ansonsten auf den Putz. Er gehörte nicht mehr wie Walter Ulbricht zur Generation der sozialdemokratischen Bildungsvereine, und alles Feinere verband er mit der Weinstube, in der er in der Zeit seiner Arbeitslosigkeit wohnte, aber nur fürs Grobe da war, im Haushalt zum Beispiel die Fässer putzen und die Flaschen wegbringen mußte — und auch politisch.

Ich bin sozusagen, weil ich doch Sozialdemokrat war — mein Bruder, der war mehr für das Bessere, ja? — da war ich ein bißchen verachtet in der Familie. Da war ich nicht der Betreffende, der ich eigentlich sein sollte.

Aber er war auch wer, besonders als er nach anderthalb Jahren in derselben Firma wieder eingestellt wurde und wieder ein Jahr später seine nachmalige Frau kennenlernte. „Ich war ein Kräftiger.“ Er boxte, er raste mit dem Motorrad, er soff, um zu renommieren.

Ich habe als Jugendlicher auch viel getrunken. Für jeden eine Flasche Schnaps und fünf Flaschen Weißwein, das war mein erstes Frühstück. Und da habe ich sogar noch den ersten Preis geschossen, für meine Frau einen Silberkasten. 45 Flaschen Bockbier und dann den ersten Preis geschossen. Ich stand noch wie ein Baum, da bin ich noch Motorrad gefahren.... Ich will nicht sagen, daß ich ein vornehmer Junge oder ein kleiner Junge war. Ich habe jeden Mist mitgemacht. Wie es sich eben beim Arbeitersport hier in einem Arbeiterviertel zuträgt.

Als er dem vornehmen Bruder vor seiner Mamsell gezeigt hatte, daß er kein kleiner Junge war, war er zwar auch von einer Safttour zurückgekommen; aber auch dann hatten seine Reflexe in Sachen Frauen noch funktioniert. „Das gab's bei mir nicht.“ Mehr kann er dazu eigentlich nicht sagen, allenfalls noch: „Das war früher nicht so: heute kennenlernen, morgen in die Betten und in neun Monaten heiraten.“ Ein Foto aus den 20er Jahren zeigt den Dicken, der unter seinen Kollegen eher ein Draufgänger und Raufbold war, im Anzug, mit Hut und steifem Kragen. „So ging ich tanzen.“ Er lernte seine spätere Frau mit 21 Jahren kennen, und dann gingen sie sieben Jahre miteinander, bis sie heirateten, und die Tochter kam dann zwei Jahre später.

I.: Aber sieben Jahre sind auch für damals ein bißchen lang, nicht?

B. H.: Nee, das kann ich nicht sagen.

I.: Nicht?

B. H.: Nein, wir haben uns gut verstanden. Und dann war das mit der Wohnung. Erst mußte eine Wohnung da sein.

Seine Freundin war die Tochter eines tüchtigen Klempnermeisters und mußte nicht arbeiten, nur zu Hause im Büro etwas mithelfen. Und er wohnte anfangs — nach seinem Konflikt mit einem Meister, dem er eine gescheuert hatte, erneut arbeitslos — wieder in der Weinstube.

Und wie wir uns ein bißchen näher kennengelernt hatten — von wegen hier kennenlernen. Zu Hause konnte man es gar nicht. Und ich meine, ein Mädchen mitbringen, das gab es bei meiner Mutter gar nicht. Im Gegenteil. Wissen Sie, was meine Mutter gesagt hat, 1935: Hast du überhaupt schon eine Existenz, daß du heiraten kannst?

Er war jetzt 28. Offenbar war er tüchtig und pflichtbewußt, wenn auch zuweilen grob, und wurde von denselben Firmen, die ihn rausgeschmissen hatten, wieder eingestellt. Und Arbeit gab es in den späteren 30er Jahren, zumal er zu einem aufstrebenden Betrieb der IG-Farben gewechselt hatte. Seine Frau brauchte auch nach der Heirat nie arbeiten zu gehen.

1933 ist stillschweigend vorübergegangen. Zu denen, die mit Schippenstielen gegen die Nazis anwollten, habe er nicht gehört. Zwar hatte man noch Kontakt und hat sich eine Weile noch privat getroffen. Aber ansonsten half er jetzt abends dem Schwiegervater, bei dem sie wohnten, oder kümmerte sich um seine Familie.

Da haben wir uns immer mehr zurückgezogen, als Partei eben, sind wir mehr zurückgetreten und haben das laufen lassen. Und 39 kam ich dann zur Armee. Da spielte das sowieso keine Rolle.

I.: Ja, aber es sind immerhin 6 Jahre dazwischen.

B. H.: Ja.

Und später sagt er, er habe sich um nichts mehr gekümmert als um seine Arbeit und seine Familie, habe weder die Olympiade 1936 noch die sog. Reichskristallnacht 1938 wahrgenommen, obwohl er Juden gekannt und „sogar“ bei ihnen gekauft habe. Über seine Militärzeit, in der er zuerst als Küchenbulle einer Verpflegungseinheit durch halb Europa kam, später als Unteroffizier, und sich zum Schluß mit den Pionieren von Frankreich nach Dresden zurückzog, kann er nicht klagen, obwohl er am Ende noch sein rechtes Gehör verlor. Ins Detail geht er nicht. Die Kriegsgeschichten, die er anklingen läßt, handeln von Extratouren, die der Krieg ermöglicht hat: von einem Wildschweinfang in Rußland, vom Fischen mit Dynamit in Belgien und von vielen Freßpaketen, die er seiner Frau nach Hause geschickt hat. Selbst in der sowjetischen Kriegsgefangen-

schaft in Hoyerswerda hat er alsbald eine Magazinverwaltung ergattert und Tauschgeschäfte mit Russen gemacht. Schon im Juni 1945 wurde er entlassen, nachdem er einen Herzfehler vorgetäuscht hatte. Als er nach Hause kam, hatte er noch seine Uhr und seinen Fotoapparat, und ein Russe hatte ihm ein Schachspiel geschnitzt, das er noch immer wie eine Reliquie hütet. Ein Foto aus dieser Zeit zeigt ihn bärtig, in einer abgerissenen Uniform, wohlgenährt und guter Dinge. Offenbar war der Krieg für ihn so etwas wie eine Fortsetzung seiner Jugendzeit, als er „der Dicke“ genannt worden war: ein Umgang unter Männern, in der Kraft und Pflicht Anerkennung verschafften und Freiräume für Abenteuer eröffneten. Schlimmes habe er im Krieg nicht erlebt, betont er noch einmal:

Ich habe mich immer gut durchgeschlagen.

Als er seine ausgebombte Familie gefunden hatte und vor der Haustür stand, hörte er — vermutlich zum ersten Mal — die Stimme seines dreijährigen Sohnes Dirk: „Mutti, Mutti, der Pole kommt!“ Der Pole, erklärt Lola, ist in Mitteldeutschland der schwarze Mann, der die Kinder holt, wenn sie nicht artig sind. Indessen verliert Herr Horn kein Wort über seine Familie im ersten Nachkriegsjahrzehnt, z. **B.** wie Dirk mit der Präsenz des „Polen“ im Haus zurechtkam, wie die Tochter jetzt in die Schule kam, wie die Frau die ausgebombte Familie durch die schlechten Zeiten brachte. Zu Hause gab es für ihn keine Konflikte, mehrfach betont er, daß er „eine sehr friedliche Ehe“ geführt habe. Freilich erwähnt er an anderer Stelle auch, daß der Sohn der „Liebling“ seiner Frau gewesen sei und sie ihm nichts habe abschlagen können. Von seiner Seite aus war es umgekehrt: Während er seine Tochter nie habe strafen müssen (und außerdem schlage man Frauen nicht), heißt es vom Sohn in den 50er Jahren lakonisch: „Der hat Dresche gekriegt“, und auf Nachfrage setzt er noch hinzu: „Oft.“ Das scheint denn doch den Haussegens in Schräglage gebracht zu haben, denn zur Aussage, daß Dirk der Liebling der Mutter gewesen sei, der alles haben konnte, fügt er hinzu: „Und ich war dann eben der Betreffende, der der Schweinehund war. Und der ihm nichts gab. Obwohl er fortgehen konnte und alles.“ Lola, die nur das Ergebnis dieser Konstellation kennengelernt hat, ergänzt, Onkel Dirk sei ein „Frauentyp“ gewesen.

Bruno Horn ging ab Sommer 45 wieder als Schlosser auf Arbeit. Der Betrieb wird jetzt noch mehr sein Terrain als früher, zumal sich von allem Anfang an dort, wo es für ihn wichtig ist, die Verhältnisse verändert haben und ihm das Einfügen leichtmachen.

Na, 45 kam dadurch, daß jeder seine Arbeit haben wollte, und wer nicht in der Nazi-partei war, der war eben mehr politisch schon bestrebt, eine Arbeit zu kriegen. Und

kriegte sie auch, denn der hier bei der Arbeitsannahme, der war auch in der Partei: Sozialdemokrat.

Die alten Kader haben vor Ort das Heft übernommen, und sie schauen auch aufs Politische, wenn Leute wieder eingestellt werden. Oben mag einiges vom alten Management geblieben sein und darüber sich ein neues sowjetisches installieren; aber unten ist jetzt ein closed shop, und die Mehrheit ist sozialdemokratisch; es gibt aber auch Kommunisten. Der Meister, dem er zugeteilt wird, ist ein Sozialdemokrat, der im Dritten Reich entlassen worden war. Auch der Betriebsrat wird von einem Sozialdemokraten geleitet. Die sozialdemokratische Mehrheit ist so deutlich, daß beim Zusammenschluß der beiden Arbeiterparteien ein halbes Jahr später zum ersten Vorsitzenden ein sozialdemokratischer Ingenieur bestimmt wird und zum zweiten ein kommunistischer Arbeiter (der macht es aber dafür hauptamtlich, der erste nicht). Bei den Parteiwahlen 46 wird Bruno Horn in die Zentrale Parteileitung gewählt, dort aber einige Zeit später zugleich frei- und kaltgestellt. Er wird nämlich hauptamtlicher Kassierer, der 12 ehrenamtliche Kassierer beim Markenverkauf koordiniert und den Schriftkram erledigt. Er holt sich beim Kreisvorstand seine Anweisungen, gibt sie weiter und geht in Organisation und in seinem Zahlenwerk auf.

Mit vierzig Jahren wird er Berufsfunktionär, aber zu sagen hat er wenig. Alle wichtigen Sachen entscheidet der engere Vorstand, bei dessen Sitzungen er merkwürdigerweise „nichts zu suchen“ hat. So z. B. als 1948 der Betriebsrat aufgelöst wird (sein Vorsitzender wechselt ins Personalbüro) und der Kommunist in der Parteileitung den Sozialdemokraten dafür gewinnt, für die BGL' einen „Jungen“ zu nehmen, sprich: keinen alten Gewerkschafter, sondern ein unbeschriebenes Blatt, „der hat total gehorcht und hat schon alles fix und fertig gemacht.“

Zu der Zeit, für die Herr Horn den neuen Gewerkschaftschef so beurteilt, hat sich das Personalkarussell aber schon weitergedreht. Der sozialdemokratische SED-Vorsitzende ist bei den nächsten Parteiwahlen durch einen anderen Sozialdemokraten ersetzt worden, der aber nur kurz da war — Herr Horn kann sich nur in diesem Fall an den Namen nicht erinnern. Jedenfalls kommt dann, wohl noch im dritten Jahr, eine Einmann-Leitung, nachdem der neue wieder weg ist, und der bisherige kommunistische Vorsitzende ins Personalbüro versetzt wurde, wo ihm der gerade dahin verschobene ehemalige Betriebsratsvorsitzende Platz machen mußte. Die neue Parteileitung heißt August Gitter und ist Kommunist. Daß er als Opfer des Faschismus gelitten hat, macht vielleicht verständlich, daß er so autoritär und cholerisch ist.

Wer zu Gitter rein mußte, der hat schon vorher gezittert. Weil der eine Art und Weise hatte, als wie: ‚Du dummes Schwein! Du bist ja noch dümmer wie die Polizei erlaubt und so weiter, so ungefähr, ja. Mit dem habe ich zusammengearbeitet.

I.: Und Sie haben es mit dem ausgehalten, obwohl der so grob war?

B. H.: Ja, ja, bis er mich nachher selber versetzt hat, weil ich mal zu ihm gesagt habe, du kannst mich mal am Arsch lecken. Und zwar hatte er mich da rausgerufen und hat zu mir gesagt: ‚Sag jetzt die Wahrheit, hast du Essen mit nach Hause genommen?‘ Ich sage: ‚Hör mal zu, wenn ich hier schon esse und ich soll noch Essen mit rüber bringen zur Schule, dann nehme ich auch noch eine Portion mit für meine Frau. Und wenn dir das nicht paßt, dann kannst du mich am Arsch lecken. Und dann kannst du meine Versetzung beantragen und schnell.‘ Und das dauerte auch gar nicht lange, dann kam ich rüber in die Parteischule als Hausmeister.

Das war 1950. Wieder verschwindet ein früherer Sozialdemokrat aus der Parteileitung, aber nicht etwa, weil es eine politische Auseinandersetzung gegeben hätte, sondern wegen Mundraubs für die Familie, wegen Widersätzlichkeit und auf eigenen Vorschlag. Der Vorgänger des jungen BGLers verlor nach dessen Auskunft seinen Posten, weil er am Werkstor in eine Kontrolle gekommen sei und eine Schachtel Nägel dabei gehabt habe. Waren die Sitten damals, als im Ruhrgebiet sich noch kaum ein Fabrikant getraut hätte, einen Betriebsrat vom Werkschutz durchsuchen zu lassen, in der SBZ so viel strenger, oder war die politische Kultur so verkommen, daß abweichende Positionen nicht mehr diskutiert, sondern nur noch kriminalisiert wurden? Herr Horn muß lachen, als ich ihm die Auskunft des BGLers erzähle: Die oberen Funktionäre hätten doch alle Fahrzeuge gehabt und seien durch die Werkstore ungehindert raus- und reingefahren. Gitter habe eben immer nur Leute seiner Wahl um sich geduldet. Die Strukturen haben sich in drei Jahren so verändert, daß das erheblich ist. Und daß ein gewählter Funktionär „versetzt“ werden kann.

Gitters Gründe können wir durch Horns Bericht nicht klären. Merkwürdig bleibt seine Entscheidung aber schon insofern, als Bruno Horn nicht nur Hausmeister, sondern auch noch für den sog. Massenbedarf zuständig wird. Das ist nämlich der kollektivierte Schwarzhandel, mit dem aus Lehrlingswerkstätten und anderen Nischen planmäßig nicht existente Gebrauchsgüter zusammengekarrt und im Werk verteilt werden, weil die Massenproduktion den Massenbedarf nicht deckt. Dafür steht dem Hausmeister ein PKW (der schon erwähnte Ur-Adler) zur Verfügung, Anfang der 50er Jahre wahrlich keine Selbstverständlichkeit. Sein im Krieg erprobtes Talent für Tauschgeschäfte und fürs Improvisieren hatte er auch schon früher in den Dienst der Parteibasis gestellt: Bei der Währungsumstellung z. B. hatte er das Guthaben in seiner Parteikasse nicht vorschriftsmäßig an die Kreisleitung abgeführt, sondern schnell noch alles für Bücher ausgegeben („Thälmann und alles, was es so

gab..."), so daß er glaubhaft nichts abzuführen hatte; danach hat er die Bücher wieder verkauft und dadurch blieb die Werkspartei flüssig. Solche Talente sind am rechten Fleck goldweit.

Sinnvoller, als über Gitters Motive zu rätseln, erscheint die Frage: Warum hat Herr Horn bei seinem politischen Sturz mitgespielt? Zunächst muß man sehen: Die Fallhöhe ist gering — zuvor war er ein politisch einflußloser Kassier, und hinterher muß er auch nicht in die Produktion zurück, bekommt sogar eine bessere Wohnung, einen Garten und ein Auto —, und es bleibt ein „Zusammenhang“, wie er sagt, die Partei. Der Konflikt hat alle Merkmale des unleidlichen Temperaments seines neuen Chefs, jedenfalls genügend davon, um ihn nicht in der Hauptsache als eine fraktionelle Niederlage ansehen zu müssen oder seinetwegen politisch sich zurückzuziehen. „Deshalb muß ich doch nicht meine Position ändern.“ Das ist ungefähr so, wie wenn er bei anderer Gelegenheit sagt, für ihn als Sozialdemokraten sei ja nun Grotewohl der Bezugspunkt an der Spitze gewesen, und auf Ulbricht angesprochen hinzugefügt, Antipathie gegen Menschen sei ihm fremd, und außerdem werde die Politik ja ohnehin von den Ministerien gestaltet.

Bruno Horn war durch seinen „Umgang“ zu einem politischen Engagement gekommen, und als der Umgang nicht mehr ging, hatte er es laufen lassen. 1945 hatte sich dieses Engagement durch seinen Umgang im Betrieb erneuert; in seinem „Umfeld“ sei niemand gegen die Vereinigung gewesen — und daß seine Genossen im Westen dagegen waren, hat er nicht zur Kenntnis genommen. Seine Politik bestand in Tuchfühlung und Funktionserfüllung. Insofern blieb er mit seiner Position aufgehoben, aber bieten ließ er sich offenbar nichts. Schon einmal hatte er einem Vorgesetzten, der ihm ans Essen wollte, gesagt, er solle ihn am Arsch lecken — ein Meister hatte ihn im Dritten Reich aufgefordert, die Mittagspause durchzuarbeiten. Damals war er fristlos entlassen und mit mehrmonatiger Arbeitslosigkeit bestraft worden. Jetzt bleibt er im Zusammenhang und bekommt eine Arbeit, die ihm vermutlich sogar mehr lag. Aber kein Zweifel, eine Belohnung ist es nicht. Als wir über seine ungebrochene Parteitreue sprechen, sagt er auf meine Frage, ob man sich als alter Sozialdemokrat nicht blöd gefühlt habe, als in einer Partei, deren Stammkader mehrheitlich aus Sozialdemokraten bestand, die Kampagne gegen „Sozialdemokratismus“ angedreht worden sei:

Richtig. Aber ich wurde 1946 in die Partei gewählt. Bis 1950 war ich in der Hauptkassierung und wurde 1950 da umgesetzt als Hausmeister, als eine Zeitlang der Gitter gekommen war. Gitter war ein Mensch, der hat sich nie geäußert. Der hat nur die Leute um sich gehabt, mit ihnen zusammengearbeitet, die er wollte. Also wenn der jetzt irgendwie was gegen mich hatte, also daß ich nicht alles ehrlich sage, wie er das handelt,

da bin ich vor ihm ab. Und aufgrund dessen mußte ich als Hausmeister rüber in die Parteischule. So sind die Dinger.

I.: Was Sie mir jetzt sagen ist, daß Sie als Sozialdemokrat von einem Kommunisten abgemeiert worden sind.

B. H.: So ungefähr.

I.: Und warum ist man dann so treu?

B. H.: Na ja, dadurch brauche ich ja meinen Standpunkt nicht zu ändern.

I.: Haben Sie sich darüber beschwert eigentlich?

B. H.: Nö.

I.: Warum nicht?

B. H.: Nö, warum?

Seine politische Fügsamkeit — und übrigens auch seine nur wenig überdurchschnittliche Rente — erklärt Herr Horn mit seinem Mangel an Schulung. Ich hatte ihn nach seinen Sympathien für Politiker der Nachkriegszeit gefragt, und nach seinem Hinweis auf Grotewohl war er ins Stocken gekommen.

Ich will Ihnen auch sagen, warum. Ich habe nicht den Gedankengang wie Sie als Professor. Ich will mich mal ganz glasklar ausdrücken, mein Hirn ist vielleicht so (klein), während Ihres vielleicht so (groß) ist. In der Aufnahme und in der Durcharbeitung. Wollen wir uns nichts vormachen.

I.: Na, ob es mit dem Gehirn zu tun hat, weiß ich nicht, ich habe eine längere Ausbildung als Sie.

B. H.: Erstens das, das sowieso. Auch wie Gitter zum Beispiel. Der war trotzdem ein geschulter Mensch, trotzdem er Opfer des Faschismus war, nicht. Der hat viel mitgekriegt, ja. Und so geht es den anderen auch. Oder der (erste SED-Vorsitzende im Werk), der bei der SP damals war, der ist Ingenieur, Elektroingenieur, der hat ein ganz anderes Auffassungsvermögen und Wiedergabevermögen als wie ich als Schlosser. Gewiß gibt's Schlosser, die ein weiteres Ziel haben. Aber für mich war es eben abgeschlossen, ich bin ja gefördert worden. Sonst hätte ich vielleicht jetzt noch als Schlosser gearbeitet ... Ich stehe zu meiner Partei, ich stehe zu meinem Staatssekretäre, wie sich das gehört als DDR-Bürger, ja, und nehme die Aufgaben oder die Zeitungssachen, die lese ich auch durch und nehme sie auch gut wahr. Und halte das auch für richtig, was sie rausbringen. Und warum? Weil ich auch der Überzeugung bin, daß unser Staatssekretär oder die Minister, von Honecker angefangen bis zu den Sekretariaten, daß das Menschen sind, die vollständig im Politischen stark und voll ausgebildet sind. Ja, dadurch lasse ich mich auch dementsprechend gut weisen.

Herr Horn betont seine Grenzen im politischen Verständnis und gleichzeitig seine politische Bindung. Die Resultante dieser Spannung besteht in Unterordnung und Treue. Sie wurde verstärkt dadurch, daß er „gefördert“ wurde, nicht mehr Schlosser zu sein brauchte, obwohl er sich das nicht durch Selbstschulung und einen Leistungsaufstieg erworben hatte. Diesen Zusammenhang hat er nicht verdrängt, wie er auch einen wachen

Blick und einen Grimm für die ökonomischen Mängel, die politische Korruption und die sozialen Ungerechtigkeiten in seiner näheren Umgebung behalten hat. Dadurch läßt er sich aber das System nicht vermiesen, sondern glaubt um so fester an die Weisheit der obersten Führung. Und doch hat dieser Zusammenhang etwas Deprimierendes, erst recht, wenn er mit öffentlichen Zurücksetzungen verbunden ist. Dafür braucht er Kompensationen. Als er Hausmeister wurde, hat er angefangen, Hunde zu halten, große Hunde, die er in Zwingern hielt — einen deutschen Schäferhund und eine deutsche Dogge, die allein für 1000 Mark, das waren damals fast zwei Monatsgehälter. (Sohn Dirk muß diese Dressurkonkurrenz übrigens gehaßt haben: Er habe sie ständig in ihren Käfigen gereizt, und als einziges Familienmitglied durfte er ihnen nicht zu nahe kommen.) Etwas von der Spannung, die Bruno Horn zusammenhält, kann man ermessen, wenn man erfährt, daß er einerseits bis weit nach dem Mauerbau zu einem Stammtisch ging, bei dem sich alte SPer, wie er die früheren Sozialdemokraten in der SED nennt, trafen und andererseits am 17. Juni dem von einem Meister, ehemaligen Betriebsrat und alten SPer angeführten Demonstrationzug der Kollegen aus dem Werk entgegentrat, als diese Anstalt machten, an der Parteischule die Plakate abzureißen, die noch vom Vormonat dort hingen und vom „Tag der Befreiung“ und von der kurz nach Stalins Tod erfolgten Taufe des Eisenhüttenkombinats-Ost auf den Namen „Stalinstadt“ kündeten.

„Da bin ich rausgegangen mit den Hunden und habe gesagt: ‚Die Plakate bleiben dran!‘ Hat sich auch keiner dran vergriffen. Die Hunde hätten sie zerrissen.“

In der Zeit danach nahmen die politischen Spannungen noch zu, die an Bruno Horn zerrten. Nicht so sehr wegen des 17. Juni, den er für einen im Westen weit überschätzten „Katzestreich“ hält, zu dem man in der DDR nicht zu Unrecht „Schwamm drüber“ gesagt habe. Vielmehr trat nicht ein, was er als Ziel des Sozialismus betrachtete, nämlich eine schnellere und gerechtere Entwicklung des Massenwohlstands. Die alltäglichen Versorgungsmängel machen ihn nicht nur als Konsument, sondern erst recht als Funktionär wütend, und in manchen Läden wird er heute schon an der Tür ironisch mit seinem nachäffenden „Hamm wer nich. Hamm wer nich.“ begrüßt. Im Rückblick datiert er die Anfänge dieser sich vergrößernden Versorgungslücke auf die Zeit nach 1953. „Danach gab's doch nischt mehr.“ Sein Urteil ist im Vergleich zu anderen erstaunlich, weil sonst — für uns nicht weniger erstaunlich — die späten 50er und frühen 60er Jahre als die goldenen der Versorgung im Gedächtnis erscheinen. Aber in gewisser Weise ist sein Blick unverstellter, weil er nie mit dem Westen verglichen hat.

Er hat keinerlei Verwandte im Westen, er war deshalb auch nie da, er

hat — auch unter SED-Funktionären wohl ein Unikum — nie das West-Fernsehen eingeschaltet, und zwar bis 1980, als seine Enkelin zu ihm zog und erst einmal den Apparat umstellte, um anfangs noch hinter seinem Rücken die Krimis und Musikshows von drüben sehen zu können. (Die Fußballübertragungen und die Nachrichten haben dann schließlich auch ihn gewonnen, aber wenn ein kritisches Wort über Honecker fällt, wird auch heute noch der Kasten ausgeschaltet.) Und er ist der einzige DDR-Bürger, den ich getroffen habe, der glaubhaft von sich sagen konnte, er wisse nicht einmal, wie eine D-Mark aussehe. Als vor Jahren zum Inter-shop an der Autobahn auch noch einer im Stadtinnern eröffnet wurde, hat er darauf nur mit Groll reagiert; daß er, der in den 50er Jahren für „Massenbedarf“ zuständig und für seine Findigkeit in den Nischen des Konsums berühmt war, noch nie dort war, versteht sich von selbst.

Den Phänomenen seiner Enttäuschung trotzte Bruno Horn in den 50er Jahren mit einer Verhärtung äußerer Respektabilität und innerer Disziplin. Die Normen, die dabei greifen, sind nur teilweise die politischen der DDR, im Kern sind es diejenigen seiner Jugend — Dienst war Dienst und Schnaps war Schnaps, und zum Tanzen war der keusche Dicke mit seiner langjährigen Verlobten im Stehkragen gegangen. Insofern mag es ihm nicht gelegen haben, daß seine Tochter sich mitten im Kirchenkampf kirchlich trauen ließ; aber wenn man anders nicht zu einer weißen Hochzeit kam, dann hatte er dafür Verständnis. Gegen das Saufen und den Autotick seines Sohnes hätte er auch schlecht etwas sagen können, jedenfalls soweit er sich das leisten konnte. Aber als sein Sohn etwa zur selben Zeit die Lehre schwänzte, um bei Frauen, statt bei seinen Kollegen und bei seinem gedemütigten Vater Anerkennung zu suchen, rastete er aus:

Da war er zur Schule, da kommt der Berufsschullehrer: ‚Herr Horn‘, den kannte ich sehr gut, war auch ein SPer, fragt, ‚wo war der Dirk heute?‘ und ‚Na ja, in der Schule. - ‚Nee, der war nicht in der Schule.‘ Der kommt dann abends nach Hause, ich stehe an der Tür, ich sage zu meiner Frau: ‚Du gehst heute nicht an die Tür. Das werde ich selber machen.‘ Er klingelt, gehe hin, sage: ‚Wo kommst du jetzt her?‘ — ‚Von der Schule. ` Ichsage: ‚Wo kommst duher?‘ — ‚Von der Schule. ` Dahabeichihmeinegescheuert, da flogdervon der Türe vorne — da war ja noch nicht die Zwischentür von der Bibliothek, weil das Gewerkschaftsschule war — da flog der bis hinten an die Wand dran. Da habe ich ihm ein paargeknallt. Ich sage: ‚Mach daß du hoch kommst.‘ Meine Frau sagt: ‚Beim Essen wird nicht gestraft, beim Essen.‘ Ich sage: ‚Wenn du mir jetzt nicht die Wahrheit sagst, dann kriegst du noch mal eine, da fliegst du nicht gegen die Wand, da fliegst du in Keller. Wo warst du?‘ Da war der mit so ein paar Nutten zusammen. Rumgevögelt. Ich sag: ‚Das ist dein Glück, daß du das sagst. Morgen gehst du zum Lehrer und sagst ihm das, daß du von mirgestraft worden bist.‘ Das hat er auch gemacht. Der Lehrerkam dann den Abend und hat mir das gesagt. Da war das für mich erledigt. Gut, da war ich ein Ekel drinne. Von wegen, nicht pünktlich zur Arbeit oder früher aufhören. War ich kein Freund von.

Dirk war damals sechzehn. Geholfen hat die Demütigung natürlich nicht, im Gegenteil — und die Dresche war er gewohnt. Auch wenn der Vater nach Hause kam und traf den damals wohl schon 20jährigen Sohn in „Bauernhosen“ an — vermutlich die in der DDR damals politisch verpönten, aber privat gesuchten Jeans —, hat's geknallt.

So geht man nicht auf die Straße ... Ich wollte mich mit meinen Kindern sehen lassen, wie sich das gehört.

Seiner Depression über die Versorgungslage und seiner Degradierung setzte Bruno Horn damals betonte Respektabilität auch in Fragen des Konsums entgegen. Erinnert sei an das weiße Cabriolet in einer der verpestetsten Industriestädte der DDR. Im selben Jahr, als der Vater diesen Wagen mit einer Sonderzuteilung der Partei erwarb, hatte Dirk mit siebzehn oder achtzehn die schlimmste Dresche bezogen, als er nämlich durch die Gesellenprüfung als Bäcker fiel. Die Berufswahl klingt nach einer Entscheidung des Vaters, aber ich habe vergessen, mich danach zu erkundigen. Jedenfalls war er dann als ungelernter Arbeiter in der Industrie und wollte sich wohl eher bei den Frauen bewähren.

Herr Horn mußte zum ersten Mal Alimente für seinen Sohn zahlen. Als er „Blödsinn“ im Werk gemacht hatte, rückte er danach von zu Hause aus und ging „mit dem Mädels“ in den Westen. Herr Horn kann sich noch genau erinnern, weil seine Frau „von einem Anfall in den andern“ fiel und der Tag ihrer Silbernen Hochzeit nahte. Zwei Tage vorher erhielten sie von einem Amtsgericht in der Pfalz Bescheid, daß Dirk „etwas gemaust“ hatte und eingesperrt worden war. Seine Frau bewog ihn dann, eine Bürgschaft zu übernehmen, worauf der 19jährige Dirk — ein halbes Jahr vor dem Mauerbau — wieder nach Hause überstellt wurde. Aber da war der Hochzeitstag schon lange verstrichen. Und nun füllte sich eine Mappe des Vaters mit Gerichtspost und Rückzahlungsbelegen, bald auch schon mit Scheidungsurteilen, deren Gebühren er entrichten mußte, und Unterhaltszahlungen, die er anfangs übernahm, bis der Tunichtgut dann als Busfahrer auf eigenen Beinen stand. Viermal hat er in 25 Jahren dieselbe Frau geheiratet und zwischen den Scheidungen und den Wiederverheiratungen jeweils eine andere; daneben kann man sich noch an mindestens zwei uneheliche Kinder erinnern. Lola erklärt: „Er sah ziemlich gut aus. Er hat es bei Frauen leicht gehabt.“

Aber wohl nur am Anfang. Als Dirk die erste Liebe, zu der er aus dem Haus seines Vaters geflohen war, die er immer wieder gewinnen, aber nicht halten konnte, nach dem Tod seiner Mutter mit drei Autos und den Perspektiven einer Selbständigen-Existenz — das ökonomisch Attraktivste, was es in der DDR für normale Menschen gibt —, in einen fünften

Eheversuch locken wollte, soll diese geantwortet haben, was viermal nicht wird, wird auch zum fünften Mal nicht. Am nächsten Tag war er tot. Der Vater resümiert:

Ich wollte aus meinem Jungen was Anständiges machen, und das ist mir nicht gelungen.

In den 60er Jahren wurde das Werk mit einem größeren zusammengesprochen und das Verwaltungsgebäude frei, so daß dort die Betriebspartei einziehen konnte. In das Gebäude der Parteischule sollten nun Büros kommen, und dafür brauchte man keinen Hausmeister der Partei mehr. Erst jetzt meldete er sich für eine freigewordene Stelle in der Revision. Finanziell war er ausgeblutet, zu einem neuen Auto reichte es nicht mehr. Aber der Sohn blieb der Liebling seiner Mutter, die sich von ihm allerhand wertloses Zeug für teures Geld aufschwätzen ließ. Dennoch gab Herr Horn jeden Monat sein Geld bei seiner Frau ab, nach innen ist er nie ein Angestellter geworden. Der Maßstab ist sein Umgang geblieben:

Ich werde heute noch freundlich in der Werkstatt begrüßt, obwohl ich Revisor war, und Revisors sind Schweinehunde, denen man am liebsten einen Fußtritt gibt.

Und er beschied sich, als ein anderer Parteifunktionär in seine geräumige Wohnung gesetzt und er unters Dach gezwängt wurde. Statussymbole hat er nicht mehr, aber er kippt eine ganze Kiste Auszeichnungen vor mir auf den Tisch und nennt mich dabei zum zweiten Mal Professor. Mehrmals Aktivist, die meisten hat er jedoch wegen langer Mitgliedschaft erhalten. Er war offenbar frühzeitig in allem, sogar in einer Gesellschaft für deutsch-polnische Freundschaft, die aber 1952 wieder eingeschlafen ist. „Geld wär mir lieber“, sagt er auf meine Frage, ob er stolz auf die Auszeichnungen sei. Er trägt sie nie. Nur das goldene Parteiabzeichen trägt er immer, sogar an seinem alltäglichen Kittel. Das bekommt man für 60jährige Parteimitgliedschaft und erinnert an seinen Eintritt in die SPD 1924.

Seine Enttäuschungen versucht er nach wie vor, von sich fernzuhalten, aber sie sind ihm nun so nahe auf den Leib gerückt, daß er immer wieder von ihnen reden muß. So auch zum Schluß unseres Gesprächs:

Er war eben ihr Liebling. Da ist mein Geld alles fortgegangen. Ich konnte mir keinen Wagen kaufen. Und das war mein Grund, weshalb ich dreizehn Jahre länger gearbeitet habe.

I.: Und wie wird man mit solchen Enttäuschungen fertig?

B. H.: Wie soll man damit fertig werden? Muß! Aus! Red ich nicht mehr drüber. Hab ich mich damit abgefunden. Ich war der Meinung, was meine Frau macht, das ist richtig. Und da hat sich's.

Anmerkungen

- 1 1948 wurden die von der Basis gewählten Betriebsräte durch Betriebsgewerkschaftsleitungen ersetzt, die eher als Vertretung der zentralisierten Einheitsgewerkschaft im Betrieb fungierten.
- 2 **H.** verwendet diesen Ausdruck mehrfach und meint damit Ulbricht und Honecker: Offenbar handelt es sich um eine Zusammenziehung ihrer Ämterverbindung des Vorsitzenden des Staatsrates der DDR und des Generalsekretärs der SED.